

(Nachdruck verboten.)

22] Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Die Madlen aber kam vom Schlüssel her und reichte dem Findling einen Trunk. Die weil dieser Bescheid tat, sprang der Funke aus neue. Aber diesmal her- und hinüber. Keines blieb dem andern etwas schuldig. Sie zahlten mit gleicher Münze.

Doch als dieser Sonntag zum Montag wurde, brannte das Feuer und der Findling begann zu seufzen. Aber am Abend wurde ihm dann wohliger, wenn er mit den andern, die im Spiel waren, singend durch das Städtlein zog. Im besonderen tat ihm dann jedesmal der Trunk gar wohl, mit dem die Madlen im Schlüssel aufwartete.

So drückte sich der Bursch einige Wochen zwischen Gängen und Wangen herum und bekam öfters Herzklopfen vor Verliebtheit.

Der Hirschenwirtsbub, der auch ein Aug oder vielmehr seine beiden Augen auf die Madlen geworfen hatte, fand bald heraus, daß der Findling auf seiner Fährte ging und der Madlen nachsief. Dies gefiel dem Wirtsbuben nun nicht zum besten, denn auch bei ihm zu Hause redeten sie, daß er die Madlen einmal heiraten solle.

Darum setzte sich der Zukünftige der Madlen in die Wirtsstube des Schlüssels und wartete den Findling ab, um ihn zu blamieren.

Am selbigen Tag hatte die Post aber der jungen Madlen, die in letzter Zeit auch viel seufzte, einen dicken Brief gebracht. Die Handschrift auf dem Umschlag war diejenige der Pflegschwester des Findlings, der Madlen der Liesi aus dem Waldhüterhaus.

Die Briefe selbst aber waren vom Findling geschrieben und ein Liebesfeuerwerk, wie Gutenberg noch feins gesehen hatte. Das prasselte und sternschnuppte vor Liebe und heißer Liebesfurcht, daß der Madlen bange wurde.

Am Abend sah der ahnungslose Findling, der weder von dem Briefe noch von der Eifersucht des Wirtsbuben wußte, mit feinen Genossen im Schlüssel.

Da stichelte der Hirschenwirtsbub. Der Findling achtete dessen nicht. Er hatte besseres zu tun. Denn die Madlen untersuchte wieder einmal den Unterschied zwischen den beiden Burschen. Doch tat sie dies hauptsächlich beim Findling. Und der Findling half ihr dabei.

Da wurde der Hirschenwirtsbub wütend, als er das unaufhörliche Liebängeln der Madlen mit dem Findling sah. Der aufgelesene Bankert war deshalb dem Wirtsbub weniger ein Dorn, als schon mehr ein gewaltiger Balken im Aug'. Darum schrie er wütend:

„Die Herrgottsfragmenter!“

Da kam der alte Hirschenwirt herein. Alsobald tuschelte sein Sohn mit ihm. Nachher begann der Alte seine Kunst. Er wollte einmal den frechen Dachs, diesen Bankert, der für Gutenberg schon mehr als nur frech war, duden.

„Du Findling!“ rief er den in verächtlichem Tone an.

Der Findling gab keine Antwort.

Der Hirschenwirt rief da wieder:

„Du Findling, Du vermaledeiter, so hörst doch einmal!“

Da stieg dem Burschen der Born in die Wangen und Scham und Groß verbitterten ihn. Aber er wollte nicht zeigen, wie weh ihm war. Darum antwortete er hochmütig:

„Wißt Ihr nicht, Hirschenwirt, daß ich Viktor Fürstemeich Unbekannt heiße? Also drei Namen habe und den vierten nicht brauch? Wenn Ihr es nicht gewußt habt, so merkt Euch das!“

Damit stand der Findling auf und legte ein Geldstück auf den Tisch.

Der Hirschenwirt rief da verwundert:

„Jetzt hör aber doch einmal einer diesen Herrgottsfragmenter an!“

Die Madlen bekam rote Wangen. Sie rief hinter dem Schenktisch hervor so laut sie konnte, und ein rasches Feuerlein bligte in ihren Augen auf:

„Recht hat der Findling!“

Da lachten alle auf. Nur der Findling und die Madlen

merkten nicht, daß die Verteidigerin, ohne es zu wollen, das gleiche gesagt hatte, was sich der Bursch verboten.

Als der Findling ging, schlüpfte die Madlen rasch durch das Schenktürlein in den Hauseingang. Da traf sie mit dem Findling zusammen. Und da dachte sie wieder an die Briefe, und weil es dunkel war und sie zu verliebt, nahm sie den überraschten Viktor Fürstemeich um den Hals und küßte ihn. Und er küßte sie und beide wurden beinahe verrückt vor Glückseligkeit. Wie das ja so ist bei jungen Luten in diesen Käufen.

Da ging wieder die Tür von der Stube her auf, und ehe der Bursch wußte, wie ihm geschah, war er auf der Straße, und die Madlen rasch wieder in die Stube gehuscht. Aber in seinem Glücke brannten ihn die Küsse immer noch auf den Lippen, und heute seufzte er nicht wie andere Tage.

Als er der Liesi zuschritt und vor dem Ort draußen war, bald zu Hause, wurde er von hinten angepakt. Da er Prügel bekam, prügelte er wieder. Mitten in der Schlägerei erkannte er den Wirtsbuben vom Hirschen. Da schlug er doppelt kräftig und hatte es bald so weit gebracht, um stille nach Hause zu kommen.

Der Wirtsbub aber jammerte, zerklagen, seinem Vater seine Liebsnot. Da meinte der:

„Geduld Dich, noch ist nicht aller Tage Abend!“

Im Waldhüterhaus erwartete die Tochter der Liesi, die andere Madlen, den Viktor Fürstemeich, ihren Pflegbruder. Mit neugierigen Augen und rotem Köpfelein fragte sie:

„Hat Dir die Madlen im Schlüssel was gesagt?“

Da erzählte der Findling der anderen Madlen seine Liebesgeschichte. Die Madlen horchte und freute sich.

Und als sie allein war, dachte sie nach. Und da fand sie, daß es doch eine eigene Sache sei, wenn der Bruder vor Verliebtheit Briefe schreibe, diese aber nicht absende, sondern vorsichtig zu Hause behielt. So hatte der Findling getan. Sie aber hatte für weiteres gesorgt. Und nun, da alles recht und schön gekommen war, gab es der Schwester des Bruders doch ein kleines Sticklein in das Herz und etwas wie Eifersucht wollte auf.

Aber seufzend unterdrückte sie das alles. Doch rechnete sie sich, als die Gähne krächten und sie die ganze Nacht recht gründlich darüber nachgedacht hatte, aus, daß es eine heikle Sache sei, den Bruder zu verlieren, wenn dieser Bruder auch nicht eigentlich ein rechter Bruder war.

Die Revolution der Töchter, die Waldhütermadlen im Schlüssel und was dem Simon blieb.

Das „Vieher Herrgotts spielen“, das die Madlen aus dem Waldhüterhaus in der Duselei vom Findling mit der Madlen vom Schlüssel betrieb, blieb selbstverständlich der Schlüsselwirtsstochter kein Geheimnis. Denn die verliebten Leute finden seit ältesten Tagen alles, was mit ihrer Seligkeit nur ein wenig zu tun hat, von allergrößter Wichtigkeit.

Darum wurde die Madlen im Schlüssel ganz veressen darauf, der Madlen der Liesi näherzukommen. Sie empfand so ein kleines Freundschaftsgefühl wie einen Abganz ihrer Liebe zum Findling. Bekannt hatte sie die Waldhütermadlen schon von Kindesbeinen an. Aber die Madlen der Liesi war armer Leute Kind, darum lief sie den gestrengen Schulmeister von Gutenberg unterm Stod herum. Die Madlen vom Erhard aber ging den Schulweg der „besseren“ Leute von Gutenberg nach der nahen Amtstadt und war eine höhere Tochter. Dann auch hatte man im reichen Schlüsselwirtsstube keinen absonderlichen Wert darauf gelegt, mit geringen Leuten zusammenzukommen. Diese Sorte kam nur dann in Betracht, wenn der Wein nicht groß geraten wollte. Dafür waren derlei Leute immerhin gut.

Die Schlüsselmadlen erfragte hier und dort etwas über die andere Madlen. Da hörte die verliebte Maid bald dieses und bald jenes. Und alles zusammen machte eine Sünde ihres Vaters aus und drückte die Madlen der Liesi in ein anderes Licht.

Die verliebte Schlüsselwirtsstube hatte an dieser Ergründung immerhin ein wenig zu schnappen. Ganz und gar wollte sich ihr Vers während der ersten Tage nicht reimen. Aber dann ging das doch zusammen, was so sein mußte. Die

Diese ist eben eine große Wetterhexe, die kann gerade das alles, was sie will, und hart macht sie weich und unmögliches möglich.

In Gutenberg traf sich seit Jahren immer, wer sich treffen wollte. Darum fand die eine Madlen den Weg zur andern. Und bald waren die beiden Madlenen gute Freundinnen.

Junge Mädchen hatten von jeher Ideen, die niemals zum Lied gehörten, welches die Alten singen. Darum fand die eine Madlen, es wäre zu schön, immer jemand um sich zu haben, mit dem man reden könne.

Dieses „Neden“ war nun nichts anderes als der Anfang und Ende der eine wie der anderen der Madlen. Denn die eine war sein Schatz und die andere seine Schwester, die sich gar sehr um das Wohl des Bruders verwendete.

In der Schlüsselwirtsstube saß der Erhard in breiter Behaglichkeit an einem Tisch und süßelte sein Schöpplein vom Festen, den er im Keller hatte. Er tat dies mit der Würde eines Mannes, der das Kommende in Ruhe des Gemütes erwartete und sich das auch leisten konnte. Da sagte die Madlen:

„Vater, ich möcht jemand um mich haben; es ist mir langweilig so.“

Der Schlüsselwirt ließ sich weiter nicht ansechten. Er trank ruhig erst sein Glas aus. Dann sagte er:

„So, so!“

Die Madlen aber verlegte sich auf das Argumentieren, was sie nur in klüglichen Fällen tat:

„Es ist auch wegen der Wirtschaft, Vater; es ist doch einmal zu viel für mich.“

Da horchte der Schlüsselwirt auf. Daß jetzt etwas nicht Alltägliches kam, wußte er. Denn er kannte sein Töchterlein zur Genüge. Die fragte sonst nicht viel. Sie tat, was sie wollte, und er mußte Amen sagen. Darum begann er sich zu wehren, ehe er wußte, womit ihm sein Kind zu Leibe wollte:

„Du hast ja die Mägde, Madlen, was willst Du da mehr? Das ging doch bis jetzt auch, denk ich.“

Da gab die Madlen Schnellfeuer; Haubitzen und Granaten sprühten ihre Augen.

„Aber es geht so nicht weiter!“ warf sie dem Schlüsselwirt beleidigt und schnippisch an den Kopf.

Da hielt der Erhard, der reiche mächtige Schlüsselwirt, der sogar jetzt Bürgermeister werden wollte, die Zeit zum Rückzug gekommen. Diesem Feind war er nicht gewachsen:

„So mach, was Du willst, Madlen!“

Aber seine gute Ruhe kam noch nicht zurück. Denn er sah, daß noch lange nicht alle Flinten losgegangen waren und die Madlen noch mehr Truppen in Reserve hatte. Die Tochter stand nämlich immer noch gleich unzufrieden da, und das Wetterwölkchen auf ihrer Stirn war immer noch kraus.

„Was willst Du denn noch?“ fragte der Vater.

„Nichts mehr weiter, aber wundert Dich nicht, wen ich haben möchte?“

Da schaute der Erhard vom Schlüssel doch auf. Seine Unruhe wuchs. Er ahnte nicht das Beste. Mit einem Seufzer fragte er: „Wer ist's denn?“

Da blies seine Tochter zum Sturm. Alle Mannschaften fandte sie vor; jetzt mußte die Festung genommen werden, unter allen Umständen.

„Die Madlen vom Waldhüter Simon ist's.“

Da lag der Schlüsselwirt auf dem Rücken. Das heißt, er saß immer noch auf seinem Stuhle, spergte Augen und Mund auf und wußte nicht, wie ihm war; denn seine Seele lag auf dem Rücken.

Da freute sich die Madlen schon und glaubte, die Festung genommen zu haben. Aber noch hatte der Feind einige Kraft im Hinterhalt.

„Heiliges, siedigheißes Donnerwetter, jetzt bist Du wohl ganz verrückt geworden, Madlen!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Persiens Vorzeit.

Von H. Singer.

Wieder wird von den Politikern ein baldiges Erlöschen des Perserreiches angekündigt unter Hinweis auf den Vormarsch der Russen auf Teheran und den englisch-russischen Vertrag vom 31. August 1907, der mit seiner Zergliederung Persiens in eine südliche englische und eine nördliche russische Interessenzone der Vorkote auch der politischen Aufteilung des uralten Reiches gewesen sei.

Ob die Dinge wirklich schon so weit gediehen sind, mag dahingestellt bleiben. Aber ein in der Tat uraltes Reich ist mit der Ausmerzungen von der Landkarte bedroht. Selbst wenn man seine

Geschichte erst mit dem Auftreten des Kyros, 550 v. Chr., beginnen läßt, so hätte es fast 2½ Jahrtausende überdauert, häufig zwar der Fremdherrschaft verfallen, aber doch immer wieder die Selbstständigkeit erringend. Indessen hat es schon vor Kyros Reichsbildungen und Kulturen auf dem Boden des heutigen Persien gegeben. Freilich wissen wir noch nicht viel Sicheres darüber, doch mag dieses Wenige hier vorgeführt werden.

Die Geschichte Babeloniens weiß von einem langen Ringen mit einem östlich davon liegenden Nachbarn, mit Elam, zu erzählen. Die Erwähnungen Elams in den babylonischen Inschriften gehen bis tief ins dritte vorchristliche Jahrtausend zurück, und dieses Elam lag auf persischem Boden; sein Kern war das heutige Arabistan, das altpersische Susiana mit dem ehrwürdigen Susa als politischem und religiösem Mittelpunkt. Bald war Elam der unterliegende Teil in jenem Ringen und damit eine Provinz von Babylon, wie z. B. drei in Susa ausgegrabene schwarze Steinsäulen mit den Gesetzen des Babylonierkönigs Hammurabi (um 2200 v. Chr.) zu beweisen scheinen; bald war Elam der Sieger und herrschte in der einen oder anderen Form über Babylon. Gelegentlich wird ein Elamit als König von Babylon erwähnt, so noch um 1000 v. Chr. Inzwischen war eine neue Macht in Vorderasien emporgestiegen: Assyrien, und nun kämpfte dieses mit Elam um den Besitz Babylons. Hierbei blieb schließlich Assyrien der Sieger. Der über Babylon herrschende Assurkönig Assurbanipal eroberte Elam und zerstörte 649 v. Chr. dessen Hauptstadt Susa. Damit verschwand Elam als selbständiger Staat für immer aus der Geschichte.

Räumlich betrachtet war Elam ein Vorgänger des persischen Staates. Daß es bis zum Persischen Meerbusen gereicht hat, weiß man daraus, daß seine Könige die bekannte Hafenstadt Buschir gegründet haben. Zeitweise wenigstens muß es auch den mittleren und östlichen Teil Trans umfaßt haben; denn — so sagt Hugo Winckler mit Recht — es wäre sonderbar, wenn die elamitischen Könige, deren Heere im Kampfe mit Babylon bis ans Mittelmeer vordrangen, nicht auch nach Osten die Grenzen des Stammlandes überschritten hätten.

An positiven Nachrichten über das Elamiterreich fehlt es noch sehr. Vielleicht daß die Ausgrabungen in Susa noch mehr Inschriften zutage fördern. Assurbanipal gibt in seinem Siegesbericht über die Zustände zur Zeit der Eroberung einigen Aufschluß. Damals war Elams Kultur schon sehr stark durch die babylonische beeinflusst. Die Tracht, die Kunst, die Schrift waren babylonisch. Deshalb verraten uns die elamitischen Inschriften nichts über die Zugehörigkeit der elamitischen Sprache, und damit auch nichts über Herkunft und Rasse — soweit man aus der Sprache überhaupt einen verlässlichen Schluß auf die Rassezugehörigkeit ziehen darf. Es wird behauptet, Elams Bevölkerung sei in assyrisch-babylonischer Zeit stark mit „semitischen“ Elementen durchsetzt gewesen. Aber damit ist nichts anzufangen; denn semitisch ist kein Rassebegriff, sondern ein rein sprachlicher. Einige Eigentümlichkeiten hatten die Elamiter sich freilich noch aus ihrer ursprünglichen Kultur bis auf die Zeit ihres Unterganges bewahrt. Susa, persisch Schuschan, war der religiöse Kultmittelpunkt von Elam, und dort lag in einem heiligen Hain das Heiligtum der orakelnden süsatischen Göttin Schuschinak. Und dieser heilige Hain ist allerdings etwas, was aus den üblichen alten und vorderasiatischen Anschauungen und religiösen Gebräuchen völlig herausfällt. Eine andere elamitische Eigentümlichkeit ist der Lastwagen, während die Assyrer nur Kriegswagen kannten und benutzten. Das erinnert an Indogermanen. Ferner ist die ursprüngliche Hauptwaffe der Elamiter Bogen und Pfeil, nicht Lanze und Schwert. Aber aus diesen Eigentümlichkeiten allein läßt sich für die Herkunft der Elamiter nichts ableiten.

Vor einem Jahrzehnt begann der Archäologe J. de Morgan im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums mit neuen Forschungen in dem Erdbügel von Susa, die er seither mit Unterbrechungen fortgeführt hat. Man weiß aus den Erfahrungen in Babylonien und anderwärts, daß in Vorderasien die Trümmerstätten keineswegs nur Städte darstellen, die in geschichtlicher Zeit entstanden und zerstört worden sind, sondern daß da schon prähistorische Siedlungen vorhanden waren. Je tiefer man in diesen Hügel („Tells“) vordringt, um so ältere und primitivere Kulturschichten pflegt man zu finden. Für den Hügel von Susa hat sich dasselbe ergeben. Freilich sind diese Trümmerschichten im Verlauf des langen und schicksalsreichen Bestehens der Siedelung, d. h. bei der Zerstörung und noch mehr beim Wiederaufbau, oft durcheinander gewühlt worden, so daß die Zeitbestimmung der Funde sehr schwer wird. Immerhin ergibt sich viel Interessantes. Nachdem er schon früher Kelognosierungsschächte in den Hügel hineingetrieben hatte, legte de Morgan 1908 in einer Tiefe von 28 Meter Teile des ältesten Susa frei. Daß sie zur ältesten Siedelung gehören, ging daraus hervor, daß man heute unter diesen Trümmern gleich auf Grundwasser stieß. Es waren Reste einer Stadtmauer vorhanden, und außerhalb der Mauer lag ein anscheinend mit ihr gleichalter, aus der Bronzezeit stammender Friedhof mit 500 Gräbern. De Morgan führt ihr Alter bis etwa auf das Jahr 5000 v. Chr. zurück. Neben dem Haupte jedes Toten lagen die Geräte, die man ihm beigegeben hatte. Ferner fanden sich in jedem Grabe Gefäße von ziemlich fortgeschrittener Technik. Die Männergräber enthielten auch kupferne Gegenstände, und die Frauengräber eigentümlich geformte tönernen Hörnchen, die mit Schminke gefüllt gewesen sein dürften. Man sah die Toten in ihrer Kleidung oder

in Stoffe eingewickelt begraben zu haben, worauf die Stoffreste hindeuten. Es ist aber in Susa sogar noch ein Uebergang von der Bronzezeit zurück zur Steinzeit zu erkennen; denn es fanden sich Geräte aus Sandstein und Obsidian, dazu irdenes, z. T. offenbar auf der Drehscheibe geformtes Geschirz mit Ornamenten, unter denen man die im heutigen persischen Wappen vorkommende Sonnenscheibe sieht. Ein aus Elfenbein geschnitztes wieherndes Pferd zeichnet sich durch hohe Lebenswahrheit aus. Plättchen aus Knochen und Elfenbein zeigen eingeritzte Tierbilder, auch sind aus Marmor gearbeitete Tierfiguren, besonders von Schweinen und Enten, vorhanden. Die späteren Bronze- und Kupferstücke sind Hohlteile, Weile mit Dillen, Nadeln mit runden und eingerolltem Knopfe.

Darüber liegt die von Morgan so benannte proto(früh)-elamitische Kulturzeit. In ihr wurden die Reste eines Tempels freigelegt, der der obengenannten Elamitergöttin Schushinal von einem geistlichen Würdenträger errichtet war; seine sitzende Statue aus Kalkstein zeigte hohe Vollendung, der Kopf fehlte freilich. Den Sessel verzierten Löwen. Bei den Waffen tritt gleichfalls immer wieder neben dem Hundekopf der Löwenkopf als Ornament auf, woraus auch das hohe Alter des persischen Wappenlöwen erhellt. Größere Arbeiten aus gegossener Bronze sind Wandplatten mit Inschriften und Darstellungen von Kriegen, Bäumen, Jagdszenen, ein Opferaltar, eine Säule mit Keilschrift. Die Steinsäulen mit Hammurabis Gesetz wurden schon erwähnt.

Sobiel über die Urzeit von Elam und Persien. Was folgte nun auf Elam, nachdem es in der Geschichte ausgelöscht war?

Schon mehrere Jahrhunderte vor der Zerstörung des elamitischen Reiches traten als erste sicher als Indogermanen erkannte Stämme die Kimmerer, die Meder und die Perfer auf. Die Kimmerer waren nichts als zerstörende Eroberer und verloren sich schließlich wieder; die Meder und Perfer gelangten zur Staatenbildung. Woher und unter welchen Umständen sie nach Iran gekommen sind, ist noch nicht bekannt. Das Reich der Meder formte sich im Kampfe mit Assyrien und umfaßte die Perferstämme, sowie wohl auch das Land Elam mit der Stätte von Susa. Die Perfer, Ackerbauer und Viehzüchter, sahen in der Landschaft Fars (Persis) im Südwesten des Hochlandes und hatten als Religion den von Zoroaster ausgebildeten Feuerkult. Xagares, Mediens erster historisch beglaubigter König, griff um 607 v. Chr. im Bunde mit Nabolazassar von Babylon das Assyrienreich an und zerstörte Ninive. Beide teilten sich in das Assyrienreich. Xagares' Nachfolger aber, Asthages, wurde um 550 von den Perfern unter Kyros' Führung gestürzt, und die Perfer wurden der herrschende Stamm.

Der berühmte Kyros war Fürst der medischen Landschaft Anjan, die etwa Susiana mit Susa umfaßt haben wird, und des Asthages Vasall. Er war also im Besitz des Kernlandes des alten Elam. Deshalb ist es zweifelhaft, ob er ein Perfer war; vielleicht war er ein Elamiter. Jedenfalls aber bediente er sich der Perferstämme in seiner Revolte gegen die medische Dynastie. Nach deren Fall verlor die Mederhauptstadt Ekbatana ihren Rang als solche, und Susa wurde naturgemäß Kyros' Residenz, der sich als Erbe der alten elamitischen Ansprüche auf die Länder östlich von Babylon fühlte. Dann aber mußte er bald den Perfern, weil sie die herrschende Klasse in seinem persischen Reiche wurden, Konzessionen machen, und so schuf er sich in deren Stammeslandschaft eine zweite Residenz: Persepolis.

Jugendbücher.

Naturstudien und Weltfahrten.

Die Liebe zu den Wundern der freien Natur, zu Tieren und Pflanzen, wird den Kindern als altes Erbgeschenk des Lebens angeboren. Aber im Stadtleben stirbt sie gar so leicht unwiederbringlich dahin. Da braucht's zum Schulanterricht eines besonders geeigneten naturkundlichen häuslichen Lesestoffes. Soll er die Kraft haben, die Hemmnungen der Stadt auszuscalten, so muß er den vollen Reiz der bis ins kleinste hinein wunderbaren Natur durch die lebendigste Anschaulichkeit in Wort und Bild anstreben. Bald genug kommt dem Kinde die Zeit, wo alle die schönen Tiermärchen, Tiergedichte und Tiergeschichten der Lust an den Dingen der Natur nicht mehr allein genügen, die man jetzt in sorgfältigen Auswahlen findet in mehreren der Wolgastischen Quellenbücher (neuerdings die Feste Grimms Märchen vom Wolf und Fuchs und anderem Geister, dann Tiergedichte für die Kleinen sowie Tiergedichte für die Großen, je 25 Pfennige) und in den Schaffsteinschen Blauen Bändchen (neuerdings: Von Blumen und Wäldern, dann Puffi Rau und andere Tiergeschichten, je 30 Pf.). Für die wißbegierigere Altersstufe ist nun in den reizenden sechs Heften „Kinderaugen in der Natur“ (Hermann Geseenius Verlag, Halle a. S., je 60 Pf.) der rechte Weg eingeschlagen worden. Die Feste holen ein englisches Vorbild ins Deutsche herüber. Sie gehen darauf aus, die lesenden Kinder unmittelbar vor die Dinge der Natur zu bringen. Sie lassen sie selber wandern und neugierig dem Beobachteten auf den Grund gehen. Aus diesem Unterricht ist die arge Kaste des Abstrakten höchst wohltuend ausgemerzt, der Augenlust ist alles anvertraut. Schönheit und Bewegung sieht das Auge, der Sinn für das Zweckmäßige der Formen und für die Zusammenhänge des einen mit dem anderen wird ihm aufgetan. Die berrlich farbigen Bilder werden und sollen wohl auch betruht das Gefühl für den Schönheitsreichtum in der Natur anschauen; die vielen Kleinen, in den

Text eingefügten Bilder reizen zum Staunen. Die sechs Feste heißen: Tiere und Pflanzen in Wald und Feld, Am Teich- und Flußufer, Pflanzenleben in Feld und Garten, Aus dem Leben unserer Vögel, Bäume und Sträucher, Aus dem Leben der Insekten. Die Uebersetzung ist musterhältig. Empfehlen möchten wir, die Feste fest und dauerhaft und ohne Preisausschlag kartoniert auszugeben.

Die Jugendbücher, die Karl Krägelin unter der Aufschrift „Naturstudien“ veröffentlicht und die er eben jetzt mit einem 6. Bande abschließt (V. G. Teubner Verlag, Leipzig, je 3,60 M.), wenden sich an ein geistig reiferes Alter. Sie geben ihren Inhalt in Zwiegesprächform. Krägelins neues Plauderbuch: „Naturstudien in fernen Zonen“ treibt in idealster Form Länderkunde. Der Plauderer ist nicht einseitiger Zoolog oder Botaniker, sondern ein umfassender Kopf, dem Naturwissenschaft Erdkunde ist. Am Schluß des Buches tritt der Mensch als Objekt der Naturforschung in den Kreis der Beobachtung, und nun scheidet man von dem Werke mit dem Wunsch, es möchte einer kommen und zwanglos die Weiten der Völkertunde durcplaudern.

Von Büchern, die das Wissen von den Tieren fördern werden, verdienen zwei besondere Erwähnung. Zu der in Quelle u. Meyers Verlag, Leipzig, herausgegebenen „Naturwissenschaftlichen Bibliothek für Jugend und Volk“ hat H. Sellheim einen Band über „Tiere des Waldes“ beigelegt (1,80). Unsere Waldfauna ist vom Kulturwald umgemodelt worden; im Gesamtbild wie im Einzelne hat sich das geltend gemacht. So kann ein Förher, der Forstmann ist, uns sehr willkommen sein, und Sellheim ist einer. Er nimmt uns auf allerlei Jagdgänge mit und packt die Dinge immer zugleich als Naturforscher und Forstpraktiker an. Unter den Bildern ist manches durch vergleichende Zusammenstellung lehrreich; man vermischt aber bemerkenswerte Naturaufnahmen von Tieren, die heute keinem derartigen Buche fehlen dürfen. Ein anderes schönes Buch bringen die Ganzbergischen „Wissenschaftlichen Volksbücher für Schule und Haus“ (Alfred Janssen, Hamburg, 1,50 M.); reizvolle Abchnitte aus dem berühmten Werke des Dichters Maeterlinck über „Das Leben der Vienen“. (Das Werk selbst ist bei Diederichs in Jena erschienen.)

Vor Jahresfrist wurde an dieser Stelle die Notwendigkeit hervorgehoben, wohlfeile Bücher der Länder- und Völkertunde zu schaffen. Jetzt kann man feststellen, daß inzwischen von verschiedenen Seiten her an der Verwirklichung dieses Wunsches gearbeitet worden ist. Wolgasts Quellenbücher (25 Pf.) und Schaffsteins Grüne Bändchen (30 Pf.) haben in den namhaften Reiseverletern Umschau gehalten nach gut unterrichtendem, fesselnd geschriebenen Stoff. Wolgast sügt den Humboldtischen Schilderungen „Von Corunna nach Cumana“ und der Reise „Quer durch den Kongostaat“ ein Bändchen „Um den Ararat von Euen Hedini und eine altländische Geschichte von den Nachstältern“ hinzu; Schaffstein bringt ein Bändchen von Euen Hedini „Ueber den Transhimalaja“, eins von Koke „Im australischen Busch“, dann Fahrten Weststeins „Durch den brasilianischen Urwald“ und ein Bändlein von Carsten Vordachrevin „Festes Land am Südpol“. Wolgast vergißt nie, eine Kartenstizze beizufügen, Schaffstein sät gute Bändchen in den Regt. Unter den Heften der von L. Stern herausgegebenen Sammlung „Die junge Welt“ Wien, Ignaz Brand, 20 Pf., findet sich eins von Hugo Schulz über „Die Indianer“, eine vortreffliche Darstellung, die als vorbildlich gelten kann für die Art, wie solche Stoffe von Arbeitern betrachtet werden sollten. So ist im Verlaufe eines Jahres eine kleine Bäckerei entstanden, die in alle Erdteile führt, an zehn Bändchen für etwa 3 M.

Der Name Euen Hedini steht auch auf einem vollstündlich gehaltenen Buche größeren Umfangs, das bei Brockhaus in Leipzig herauskam (3 M.). Der Titel „Von Pol zu Pol“ gibt freilich eine falsche Vorstellung von diesem Buche, das mit seinen Lesern auszieht „nach dem Orient, nach Persien und Indien, der Quelle der alten Märchen, nach dem Pamir, dem Dach der Welt, der Heimat des ewigen Schnees und des ewigen Eises, nach der großen Sandwüste im Herzen Asiens, nach Tibet mit seinen seltsamen Priestern, nach dem innersten Australien, nach dem herrlichen Japan mit seinem tüchtigen, tapferen Volke, und durch das unermeßliche China hindurch schließlich nach Sibirien und zurück nach Hause“. Eine Weltfahrt immerhin! Im Fluge mit spannender Anschaulichkeit erzählt, unner mit der Kraft unmittelbaren Erlebens. Die einseitigen Kapitel mit ihren reichlich byzantinischen Verbeugungen in Berlin und Wien erschrecken allerdings, vor allem auch deshalb, weil man von dem Wichtigsten, das die Fahrt durch ein großes Industrieiland zeigen kann, so gar nicht die Rede ist. Man lebt erst auf, wenn die Reise Ostbafien erreicht hat. Das Buch hat Bilder und Karten; die in den Text gedruckten Karten sät man gern in besserer, anschaulicher wirkender Ausstattung. Mit dem größten Aufgebot an Bildern arbeiten die Bände des bei Spemann, Berlin und Stuttgart, erscheinenden Jahrbuchs „Das große Welt-Panorama“, dessen erster Jahrgang jetzt erschien (7,50 M.). Dies Unternehmen will „für alle Gebildeten“ gelten und häuft eine Unmasse naturwissenschaftlichen, erd- und kulturhistorischen Stoffs zusammen. In seiner Gesamtheit wirkt es aber wie ein Seniatenfang mit dem allerriesigsten Schleppnetz. Nach dem Prinzip des absoluten Durcheinanders ist der buntgedrige Stoff aufgereiht, und neben der Umschau nach sehr wissenswerten Ereignissen der Forschung und Kulturarbeit ist der vollkommenen Skrupellosigkeit

In der Wahl erzählender Stücke ein Recht eingeräumt. Der Verlag sollte das Varietéprogramm seines „Jahrbuchs für alle Gebildeten“ gründlich säubern.

Erzählendes.

Mit sorgfältigem Wählen wird die Arbeit fortgesetzt, für alte und neue Schätze von Märchen, Sagen und anderem erzählendem Gut neue Wege ins Volk zu schaffen. Wolgast hat aus Andersens Märchen zwei seiner Quellenbücher (25 Pf.) herausgegeben; eins nennt er: „Märchen von Kindern und Dingen“, das andere: „Märchen von der Seele“. Diese Trennung, die einem gerade in Arbeiterkreisen oft zu hörenden Wunsch entspricht, wird der Verbreitung Andersens dienen. Erfreulich ist auch die lustige Auswahl „Muttschi und andere Scherzmärchen“ in Schaffsteins blauen Bändchen (30 Pf.), die ihre Ausbeute bei Grimm und allerneuesten Märchenleuten geholt hat. Für die erste Lesezeit ist dies kleine, mit Bildern von Ubbelohde versehene Buch bestimmt. Aus den Erzählungen E. L. A. Hoffmanns ist in den letzten Jahren einiges durch Schaffsteins Volksbücher als Jugendlesestoff in Umlauf gesetzt worden; jetzt nimmt ein Band „Romantische Märchen“, den Friedrich Düfel für die „Lebensbücher der Jugend“ (Westermann, Braunschweig, 2,50 M.) zusammensetzte, noch einiges hinzu. Die Däuischen Lebensbücher wollen — zum Unterschied von den Grundrissen der Jugendchriftenauschüsse der Lehrerschaft — nach der Seite der ethischen, religiösen und nationalen Tendenz keine strenge Absperrung für sich gelten lassen; sie gehen aber nicht auf solche Tendenz aus und haben das Feld bisher um einige Gaben bereichert, für die man dankbar sein muß: Thadlerays „Rose und Ring“ im vorigen Jahr, „Magister Lauchhards Leben und Schicksale am Ausgang des 18. Jahrhunderts“ und Dickens „Diver Twiſt“ in diesem Jahre, je 2,50 M. mit illustrierenden Bildern. Das mit literarischer und auch pädagogischer Sachkenntnis geleitete Unternehmen ist noch in der Entwicklung begriffen; zu raten wäre, die Einleitungen, die nicht für die jungen Leser bestimmt sind, als Nachwort ins Buch zu bringen. Am Ausgeben und Weitergeben alten Märchengutes beteiligt sich auch das von Helene Scheu-Ries geleitete Unternehmen „Königs Kinderbücher“ (Königs, Wien, je 20 Pf.); einige der leider nicht in festem Umschlag ausgegebenen Hefte ist bereits in die sozialdemokratische Jugendchriftenliste übergegangen, z. B. Platens „Rosenkörn“ und Paul Heyjes „Märchen von Niels mit der offenen Hand“. Der künstlerischen Leitung dieser gelben Bändchen möchten wir etwas mehr Vorsicht in der Wahl der Bilder anempfehlen, die nicht immer schlicht und verständlich genug sind. Sehr schön beginnt die Arbeit, die Otto Falkenberg sich vorgenommen hat. Sein Buch „Die Fahrt ins Wunderbare“ (Mörske, München, 2,80 M.) läßt die Volksmärchen beiseite und wendet sich den Märchen unserer deutschen Dichter zu, die etwas Besonderes bedeuten, „wiewohl wir in diesen Märchendichtungen nichts anderes wiederfinden, als unser Volksmärchen in künstlerisch-individueller Entwicklungsform“. Falkenbergs Auswahl ist geleitet von der Einsicht, daß das Märchen zu seiner Vollendung eine dichterische Gestaltungs-kraft von ganz besonderer Art und Tiefe voraussetzt. Das Buch — 468 Seiten stark — hat eine sehr angenehme Form außen und innen; die in den Text gestylten Göttingerischen Federzeichnungen halten sich gut in der Sphäre des Märchenstils.

Wie ein Seitenstück zu dem Buche von dem kleinen Mädchen Sölve Rangröcken mutet Hans Arnuds neue Erzählung von Sölve Solfeng, dem Sonntagskind“ an (Merleburger, Leipzig, 3 M.). Wieder muß man aus dem Lärm der Zeit weit abseits gehen in die Vergessene, wo die Dinge der Welt sich nicht zu wandeln scheinen. So winzig erscheinen die Erlebnisse des kleinen verwaissten Vergessenen Sölve, aber für die Kindesseele sind sie dennoch nicht gering. Sie merkt heimlich auf und spinnst mit trüber Phantasie Deutungen, an denen sie wächst. In das seltsame Gewebe dieses verborgen bewegten kindlichen Lebens nistet die Erzählung den Leser ein, und wir spüren, wie fast unmerklich die Kindheit aus dem Phantastischen weicht und der Knabe zum Jüngling wird. Da steht das Schöne dieses Annrudischen Buches.

Abenteuerlichen Stoffen von geschichtlicher Färbung hat sich Schaffstein-Köln in seinen Grünen und Blauen Bändchen zugewandt. Sehr willkommen ist das Bändchen Edda sagen. Nun sind viele Wünsche nach Schilderungen der altgermanischen Götterwelt leicht zu befriedigen. Ein guter Griff ist „Cortez Bericht über die Eroberung von Mexiko“, dann die Zusammenstellung urkundlicher Berichte über die Zerstörung Magdeburgs 1631 und die gekürzte Darstellung der Geschichte des abenteuerlichen Simplicissimus von Grimmelshausen. In die Zeit des dreißigjährigen Krieges führt auch Wilhelm Meinholds seit einiger Zeit wieder aufmerksamer gewürdigte und eifrig verbreitete Erzählung „Maria Schweißler, die Bernsteinhege“, die nun in „Schaffsteins Volksbücher“ eingereiht worden ist (1,50 M.). Die kraftvolle Erzählung, die vor siebzehn Jahren geschrieben wurde, brachte keinen geringeren als Hebbel an Meinholds Seite, als die Kritik diesen verunglimpft. In der Sammlung „Bücher der deutschen Jugend“, die der Münchner Verlag der Jugendblätter herausgibt (geb. je 1,50 M.) erschien in schöner Ausstattung Coopers Erzählung „Der Letzte der Mohikaner“, in gutes Deutsch gebracht von Otto Zimmermann, und ins Indianerleben reicht mit drei Erzählungen der Band Gerstäderscher

Abenteuererzählungen hinein, der den Däuischen Lebensbüchern beigelegt ist (Westermann, Braunschweig, 2,50 M.); auch die vortreffliche Geschichte vom „Schiffszimmermann“, dem kulturflüchtenden englischen Matrosen, der bei Südeinsulanern eine zweite Heimat findet, steht in diesem Bande. Ueber den Büchern, die von abenteuerlichem Geschehen berichten, um spannend zu unterhalten, stehen zwei Beröffentlichungen über Schicksale von algerischen Fremdenlegionären. In den Schaffsteinschen Volksbüchern erzählt der Schriftsetzer Kurt Poller, den lähmender Hunger den Legionärswerber in die Hände spielte, „Aus dem Kampfleben der Fremdenlegion“ (1,50 M.) und aus den bekannten Schilderungen des Journalisten Erwin Rosen, den moralischer Bankrott in die Legion trieb, sind packend geschriebene Stücke in einem Grünen Bändchen Schaffsteins (30 Pf.) mitgeteilt unter dem Titel „Zwei Jahre in der Fremdenlegion“. Beide Bücher ergänzen sich gut. Sie geben ein sehr greifbares Bild von dem kulturverhöhnenden Dasein in der Legion, diesem Schandprodukt kolonialer Raubpolitik, das der militärischen Barbarei erlaubt, sich zügellos zu ergehen. Ein gutes Duzend Erzählungen von herzhaftem persönlichen Mut hat Karl Ferdinands in einem zweiten Bande „Aus der goldenen Schmiede“ aufgereiht (Alfred Hahn, Leipzig, 3 M.). Natürlich sind viel Kriegsgeschichten in dem Buche, aber auch anderes, und die ersteren sind durchaus nicht etwa der Kriegslust wegen zusammengebracht. Das Buch hat den Zweck, von Geistesgegenwart im Augenblick schwerster Bedrohung des Lebens zu erzählen, und es läßt gestaltungsfräftige Dichter für das Rechte sorgen.

Jugenderinnerungen.

Wiel ungehobene Schätze bester Jugendliteratur ruhen und warten auf ihre Stunde in den Lebenserinnerungen, die von reifen Männern und Frauen niedergeschrieben wurden. Zumal die Eindrücke aus den Kinderjahren, die sich für ein ganzes Leben dem Geiste ein-graben, bieten sich der Erziehungsarbeit an. Die neuen Sammlungen wohlfeiler Volksbücher haben aus diesen Schätzen geschöpft. Für 10 und 20 Pf. kann man einzelnes kaufen. Zu Hebbels, Ludwig Richters, Nietzschels, Stillings, Wecks, Berend Goos' Jugenderinnerungen ist so der Weg sehr bequem gemacht worden. In diesem Jahre hat Wolgast für die Quellenbücher Goethes Selbstbiographie ausgenutzt. Das Heft „Aus Goethes Knabenzeit“ (25 Pf.) zeigt, wie schön sich aus ihrem unendlichen Reichtum wohlliche Häuslein bauen lassen. An junge Leser vom zwölften Jahre ab hat Wolgast gedacht. Der gereifteren, nachdenklich lebenden Jugend, besonders aber den Erwachsenen jeden Alters hat dann der Leipziger Verlag von Hesse u. Weyer wohlfeile, vollständige, durch biographisch bemerkenswerte Bilder und Textergänzungen bewährte Ausgaben der „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ von Wilhelm v. Kugelgen und der „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ von Ludwig Richter hergerichtet. Die Preise von 2,50 und 3 M. für diese sechs- und sebenhundert Seiten starken Bände sind wahrhaft spottbillig. Der Wert beider Bücher als Lebensbildner ist groß. Der kluge, goldene, wirklichkeitsfühere Humor Kugelgens, die romantische, lautere Art Richters, der sich mit erstem Verlangen nach festem Boden für seine Lebensarbeit aus der Kleinbürgerlichen Enge in die weitere Welt hinausstößt und endlich einer von den Beglückten wird, deren Leben mit ihrer Kunst eins ist, beides bleibt immer stark in seiner Wirkung. Dazu kommt dann der interessante geschichtliche Hintergrund dieser Jugendzeiten: die Ära der napoleonischen Macht in Deutschland, die durchschweifende Zeit und die der nazarenischen Romantik in der Malerei. Kugelgen war Maler wie Richter. Die Malerschaft fällt aber bei Kugelgen nicht so wie bei Richter die innerste Mitte des Lebens aus, und das war auch der Fall bei dem jüngeren Bruder der Brüder Grimm, dessen „Erinnerungen aus meinem Leben“ jetzt in der gleichen Art bei Hesse u. Weyer herausgegeben wurden. Auch Ludwig Emil Grimm hat seine napoleonische Zeit erlebt; er war ein Duzend Jahre älter als Kugelgen und Richter. Seine Selbstbiographie, die nicht für den Druck bestimmt war, hat fünfzig Jahre unberührt gelegen. Sie ist ein Buch für diejenigen, die den persönlichen Beziehungen der Brüder Grimm, zumal den Beziehungen zum Kreise der Brentanos nachgehen wollen. Der Jugend kann das Buch nichts von ermutigender Kraft geben. Für weitere Kreise hätte die Veröffentlichung einiger Stücke genügt, und die wird man wohl, weil sie wirklich schön und abgerundet sind, — „Das Idyll von Virsein“, „Das Nürnberger Dirckfest von 1828“ — bald in den Sammlungen wohlfeiler Volkschriften antreffen.

Ein vierter Maler, der mit Jugenderinnerungen aufwartet, lebt noch unter uns: der Maler Hanns Fechner, der als Knabe und Jüngling die sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Berlin, der werdenden, Dörfer freistenden Niesenstadt, erlebt hat. In dem Buche „Sprechans“ , das er selbst mit Bildern ausgestattet hat, ist mit allzeit gutgelauntem Geplauder von den Erlebnissen dieser Jugend berichtet. Fechner ist ein unermüdlicher Anekdotenerzähler. Seine Jugendgeschichte ist eine wohlbeleibte Sammlung drolliger Anekdöten geworden. An Kulturgeschichtlichen bietet sie nichts von besonderem Belang, auch in der Personenzeichnung tritt diese Farbe meist ganz zurück. Das Buch ist bei F. Fontane, Berlin, erschienen (geb. 6 M.) und soll in weiteren Bänden fortgesetzt werden.

D.